

[Impressum]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 15

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

zeitweilig gegen die Aussenwelt abschliessen könnten — wie schrecklich ist das, wenn diese Welt zur Unzeit beleuchtet wird!

So war es hier: das Licht hatte die Tiere aufgestört aus einer Lebenslage, in der alles an ihnen eingestellt war auf Ruhe und Schlaf, und nun hatten sie gänzlich die Fassung verloren. Sie rannnten planlos gegen die blendende Birne, stürzten ab, auf das Buch, auf die Hände oder ins Dunkel hinein, krampften sich irgendwo mit den Beinchen fest und betasteten mit den zuckenden Fühlern bald die Umgebung, bald den eigenen Leib; alles an ihnen war Hilflosigkeit, Verstörtheit, Betäubung. Kaum aber hatten sie sich ein wenig von den Stürzen erholt, so schossen sie wieder ins Licht, und während ich dem kopflosen Treiben aufmerksam zusah, drangen immer neue durch die Fenster herein.

Auch diese Geschöpfe waren etwas, was abgeschnitten wurde von einem unsichtbaren Block, genau wie die Fetzen Zeit, die das Zahnwerk der Wanduhr unentwegt weiter herunterbiss von einem Dargereichten — und mit einem Seufzer fortflattern liess. Der Block, von dem diese zarten Wesen genommen wurden, lag im Gartengebüsch, wo es Tamarisken und Feigen gibt, Gerüche von Blumen und Gerüche von Laub, von grünem Laub und von altem Laub, das unter den Büschen im Schatten des jungen vermodert. Dort ist jedes dieser Insekten der Nachbar von vielen, die ebenfalls leblose Augen haben — dort beginnt auch ihre Geschichte.

Ganz wie es der hingehauchten Erscheinung des fertigen Tieres entspricht, beginnt diese Geschichte mit einem grasgrünen Ei, das vom Muttertier auf einem der Heckenblätter abgelegt und so an diesem befestigt wird, dass es täuschende Ähnlichkeit bekommt mit jenen kleinen keulenförmigen Köpfchenhaaren, die manche Blätter bedecken. Das Muttertier bringt dieses Kunststück dadurch zuweg, dass es sich auf ein Blatt niederlässt und dieses mit seiner Hinterleibsspitze betupft. Ein winziger Flüssigkeitsfaden, der dabei zum Vorschein kommt, wird durch Heben des Körpers ausgezogen in einen feinen Faden, der an der Luft sofort erstarrt, und diesem wird im selben Augenblick die grüne Eibirne aufgenietet. Das Ei steht nun auf seinem Faden frei in der Luft — das täuschende Haargebilde ist fertig.

Die Larve, die sich aus der Eibirne löst, ist nun

freilich ganz Tier. Fände sie alle Stoffe, die sie zum Wachstum und Aufbau braucht, in der Aussenwelt fertig vor, so würde sie sich genau so ausschliesslich aufnehmend verhalten können, wie etwa der Boden gegenüber dem Wasser. Aber über die Erscheinung des Tieres ist, ebenso wie über die unsere, das unerbittliche Wörtchen «Leben» geschrieben — und das bedeutet für die Larve, dass sie zerstören und morden muss, um aus Bestehendem das Brauchbare für sich herauszuholen und vom Unbrauchbaren zu scheiden. So bringt sie denn im Verlauf etlicher Wochen Blattläuse und ähnliche schwächliche Tiere massenhaft um. Aber auch der eigene Körper, den sie sich aus den Säften anderer mühsam erbaut, hat so wenig Bestand wie der Körper der Tiere, die ihrem Angriff erliegen. Denn kaum, dass sie ihn vollendet hat, so kommt die Verwandlung und löscht das Werk vieler Lebenswochen rücksichtslos aus, um an seine Stelle jenes geflügelte Wesen zu setzen, das scheinbar eine erhöhte Stufe des abgestreiften Madenlebens verkörpert.

In der Tat sind die fertigen Tiere, die auf ihren gläsernen Flügeln um den Lampenschirm tanzen, wohlgefällig für unsere Augen, und es fällt jedem leicht, die angenehmsten Gedanken mit ihrem Dasein und mannigfaltigen Spiel zu verbinden. Indessen: auch diese schönen Gebilde sind nichts, was die Mittel zur Dauer hat, und ebensowenig sind sie imstande, der Aussenwelt etwas hinzuzufügen, was bleibt. Nur seinen eigenen Ausgangspunkt vermag jedes dieser Wesen neu zu erzeugen.

Aber damit mündet das Vergängliche nur in abermals Vergängliches ein, und wahrhaft grenzenlos lebt nur jene beständige innere Unruhe weiter, der Entwicklung, Wachstum, Mannigfaltigkeit der Gestalt und der Lebensführung nur wechselnde Mittel sind, um sich selbst in immer neue Situationen hineinzuretten und uns auf angenehme Weise darüber hinwegzutäuschen, dass die Veränderung selbst das einzig Dauernde und Bleibende ist auf Erden. Sie bevölkert die Büsche, treibt Jaguscha in die Scheune hinein, wühlt in der Uhr und liess, während ich mich an der Anmut der Nachhaft-Gestalten erfreute, die Hitze des Tages sich unter Blitz und Donner verziehen. Sie hat auch mich bestimmt, dieses vergängliche nächtliche Bildchen zu zeichnen und in Gleichmut den übrigen zerflatternden Naturgebilden und Menschenwerken hinzuzutun.